

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Freitag, 24. Januar.

1930.

(2. Fortsetzung.)

Via.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Kummel.

Einige Tage genüigten, um Deern vollständig herzustellen. Er erkundigte sich nach der nächsten Reisegelegenheit für Hongkong. Er müsse fort. Er werde zu Hause erwartet.

Vogt wehrte ab. Er solle nur möglichst lange bleiben. Wolle er das nicht, so gehe in einigen Wochen einer seiner Segelschoner nach Hongkong. Mit dem könne er fahren. Fremde Schiffe aber liefen die Insel nie an.

Rasch gewöhnte sich Deern auf Vota ein und vieles gab es für ihn zu sehen. Er staunte darüber, was Vogt alles mit Fleiß und Tatkraft auf der Insel geschaffen hatte. Selbst Garten und Park sowie den Palmenwald, der fast das ganze Eiland überzog, hatte er selbst gepflanzt.

Da standen auch gute Ställe für Rindvieh, Schweine und Geflügel, da dehnten sich lang und lustig gebaute Lagerräume für die Kopra, erhoben sich sorgsam verschlossene, umfangreiche Vorratshäuser, in denen alle Lebensmittel, deren Vogt bedurfte, hoch aufgestapelt dalagen, schwere Ballen roten Lendentuches, Spiegel und Glasperlen, Ätze und Beile, Messer und Feilen, Angelhaken und Netze, amerikanischer, mit Honig versetzter und in Stangen geschnittener Tabak, dickbauchige Krässer voll Fusel und Alkohol — alles, was Begehrlichkeit und angeborene Arbeitsträgheit, Puffsucht und Eitelkeit der Inselleute nur irgendwie reizen konnte.

In dem guten, von schwarzen Basaltfelsen umschlossenen Hafen spielte sich ein reger Handelsbetrieb ab. Jeden Tag segelten Kanoes heran und viele kamen von weit entfernten Inseln. Nur nach Sonne und Sternen hatten die kühnen braunen Seefahrer gesteuert und richtig den Weg nach Vota gefunden. Und jedes Fahrzeug fuhr schwerbeladen herein, brachte Kopra und andere Inselerzeugnisse mit, um dafür Vogts Waren einzutauschen.

Immer war lebhaft bewegtes, geschäftiges Leben auf der Insel, und über all dem lauten, kraus durcheinandergehenden Treiben wachte Vogts scharfes, graues Auge. Nichts entging ihm. Überall tauchte er unerwartet auf und es war nicht schwer, seinen Zorn zu erregen. Rasch schäumte er auf und, wenn er mit Worten sich nicht genügend Luft machen konnte, tat er sich keinen Zwang an, auch ab und zu handgreiflich zu werden.

Schroff und herrisch, oft barsch und hart, gab sich der Eigentümer der Insel. Aber wenn er allzu wild dreingefahren war, suchte die Tochter gutherzig im geheimen das vom Vater angerichtete Unheil mit Wort und Tat zu mildern. Wie zu ihrer Schutzpatronin sahen die braunen Inselleute zu Via auf. Ihr folgten sie willig und ohne Widerrede und waren es wohl zufrieden, wenn es ihnen glückte, einen ihrer Wünsche zu erraten.

Deern freute sich stets, wenn er sie in ihrem weißen Kleide auftauchen sah. Wie leicht war ihr Gang, wie schlank und anmutig ihre Erscheinung. Vom Vater schien sie Größe und Wuchs, von ihrer Mutter wohl die ungemein feinen und zarten Gelenke und Fesseln, die schlanken kleinen Hände und zierlichen Füße geerbt zu haben. Wenn sie mit einem freundlichen Lächeln und

leisem Neigen des schmalen Kopfes ihn grüßte, erschien sie ihm wie ein richtiges, vornehmes Herrenkind.

Sie zeigte ihm die ganze Insel und führte ihn alle ihre durch den schönen, rauschenden Palmenwald oder den noch ungerodeten Busch laufenden Wege. — Auch in das Dorf, das sich neben den Vorratshäusern erhob, geleitete sie ihn, suchte ihm die seltsamsten Gebräuche der Inselleute zu erklären und machte ihn mit den Männern, Frauen und den leidenschaftlich an ihr hängenden, immer lustigen Kanakenkindern bekannt.

Sie erzählte ihm, wie das Dorf entstanden. Denn als der Vater Vota erworben hatte, war es gänzlich unbewohnt gewesen. Doch manche nähere oder entferntere Insel war im Laufe der Jahre von Taifunen und Springfluten verheert worden. Und da waren dann ihre Bewohner nach Vota gesegelt, hatten hier Arbeit, Nahrung und Wohnung gefunden und viele von ihnen waren für immer geblieben.

Via nahm Deern auch oft in den Park zu all ihren vielen Lieblingen mit, zu Rufag, dem possierlichen Affen, und zu den angeketteten blaugrünen Votatauben, die zur Jagd auf die Wildtauben verwendet wurden. Gemeinsam mit ihm fütterte sie die bunten Papageien und die zahmen Philiminenhirsche, die zutraulich das Brot aus der Hand nahmen.

Im Boote oder auf dem Kanoe durchfuhren sie die buntverschlungene Inselwelt, die sich rings um Vota breitete. Lang zogen sich die engen, von hohen, bewaldeten Bergen umschlossenen, kristallgrünen Meerarme dahin. Still war es hier, als ob da im Umkreis von Tausenden von Meilen nicht ein einziger Mensch lebte. Kühle Grotten erschlossen sich, in denen die See von einem seenhaften, lichtblauen Schimmer war, tiefe, dunkle Höhlen wölben sich und verwehrt jedem Tageslicht den Eintritt.

Wo das Ufer flach verlief, dehnten sich oft weite Mangrovenurwälder. Kein Mensch war da noch hindurch geschritten; der weiche, trübselige Sumpfboden hätte ihn verschlungen und das undurchdringliche, abenteuerliche Wurzelchaos schien seltsame Geheimnisse zu bergen. Nicht ein Blatt regte sich, kein Laut durchdrang das große Schweigen. Unhörbar nur schob sich lauernd die große Warneidechse von Wurzel zu Wurzel, durchkroch das Astwerk und lugte nach Beute, nach irgendeinem Seevogel aus, mächtige Krabben krochen lautlos über den Schlamm und ab und zu war der graue Sumpf mit unzähligen, scharlachroten, winzigen Krebsen wie übersät.

Aber die Luft war hier feucht und schwer und erfüllt mit giftigen Dünsten. Um wieder aufatmen zu können, fuhren sie in die freie See hinaus, die, von frischem Winde durchpflügt, mit breiter, majestätischer Woge dahinstrollte. Oder sie kehrten in einen der kleinen Meerarme zurück, wo sie wieder dunklen Fels oder hellen, reinen Sand unter dem Kiele hatten. Deern wurde nicht müde, da hinabzustarren, soweit sein Auge reichte und die Wunder der Tiefe zu bestaunen. Rotgoldene Gräser wiegten sich im dahinziehenden Meeresstrom flutend auf und ab, azurblaue Fische huschten hindurch, wie die Vögel im Baum nisteten andere in dem weitverzweigten Astwerk der Korallen.

Auf weichem, weißem Sand lag tiefschwarz die Seeschnecke. Silberne Sardinen huschten lustig und schlant darüber hinweg, purpurne und gelbe Barsche standen breit und beschaulich zwischen den Felsen. Doch plötzlich kam Leben in sie alle. In wilder Eile jagten sie fort, fahl und grau flog hinter ihnen ein raubender Hai einher.

Mit See und Segel, mit Boot und Kanoe, mit Neg und Angelleine war Lia vertraut wie ein richtiges Inselkind. Sie verstand es, das Kanoe mit dem geschwellten, gewaltigen Segel in rasender Fahrt dahinjagen zu lassen, daß die Flut unter dem schmalen Riele aufzuckte und der Ausleger hoch in der Luft schwebte, sie fürchtete nicht Sturm und Strömung, nicht Brandung und Riffe. Höchste Gefahr war ihr ein Selbstverständliches, das sie liebte und lachend bekämpfte.

Gute Freundschaft hielten sie beide, und wenn Lia sah, daß ihr Begleiter für die Schönheiten ihrer Heimat empfänglich war, lag ein Zug stiller Befriedigung auf ihrem Antlitz. Deern aber ertappte sich bald dabei, daß er sie schon suchte, wenn er, von ihrem Vater in Anspruch genommen, sie einige Stunden nicht mehr gesehen hatte. Das Finden war dann meist nicht schwer. Im Hause oder im Park, am Hafen, an den Arbeitsplätzen oder zwischen den Vorratshäusern glückte es ihm fast immer, sie anzutreffen. Und dann ging es wieder gemeinsam vom Hause fort, zur Taubenjagd, zum Krabbenfang oder zu weitausgedehnten Fischzügen.

Einige Wochen nach Deerns Ankunft hatte Vogt im Dorf Segu, das im mittleren Teile der benachbarten, langgestreckten Insel Torobol lag, zu tun. Eine mit Feial, dem König von Segu zu ordnende Angelegenheit rief ihn dorthin. Deern und Lia sollten ihn im Boot begleiten.

Schon bei Tagesgrauen brach man auf. Pimmar und Katallog, zwei im Hause dienende Insulaner, übernahmen die Besorgung des Segels. Lia saß am Steuer, Deern nahm mit Vogt im Mittelschiff Platz.

Solange sie geschützt durch die Nordspitze Torobols und die Lota westwärts vorgelagerte kleine Insel Along dahinfuhren, war die See ruhig. Als aber das Boot in freieres Fahrwasser kam, rollte eine starke Dünung heran und sie mußten beständig gegen den Südwestmonsun aufkreuzen.

Vogt wurde bald äußerst ungehalten über den Gegenwind, den er nicht so stark erwartet hatte. Er begann Tod und Teufel auf den Südwestmonsun, die umständliche Fahrt, auf Dorf Segu und Feial zu schimpfen. Aber es half nicht viel, scharf blies der Gegenwind weiter, schwer und langsam stampfte das Boot vorwärts und schließlich mußte Vogt gute Miene zum bösen Spiel machen.

Die Langeweile des fortwährenden Kreuzens und der sich weiterhin in die Länge ziehenden Reise machte ihn redselig und er begann Deern von seinem Leben zu berichten, erzählte das alles so ruhig vor sich hin, als ob er sich selbst seine ganze Geschichte noch einmal in die Erinnerung zurückrufen wollte.

Ein Bauer im Westfälschen war sein Vater gewesen. Der hatte es sich in den Kopf gesetzt, seinen Sohn Albrecht studieren zu lassen, womit dieser sehr wenig einverstanden war. Als alles Widerstreben nichts nützte, der Vater nicht nachgeben wollte, riß der junge Vogt aus, marschierte der See zu und fand bald ein Unterkommen als Schiffsjunge auf einer Segelbarke. Er wurde Leicht- und Vollmatrose und rückte, nachdem er die See in allen Richtungen befahren hatte, bis zum Steuermann vor.

So kam er auch einmal nach Hongkong, und hörte dort durch Zufall von der Inselwelt Torobols. Da man ihm erzählte, daß dort in geschäftlicher Beziehung so manches zu holen sei, sagte er seinem Schiffe Lebewohl und ließ sich durch einen nach Australien gehenden Segler auf Torobol absetzen, ganz allein mit einer Kiste und einer Reihe von Risten voll Proviant und Tauschwaren. Man schrieb damals das Jahr 1845.

In der Nähe von Dorf Segu, am Strand, ließ er sich nieder und baute sich dort mit Hilfe König Ramuls und seiner Leute ein Haus.

Vom ersten Anfang an ging alles vortrefflich. Kein einziger anderer Europäer, der mit ihm in Wettbewerb getreten wäre, war auf der Inselgruppe ansässig. Und in den zwanzig Jahren, die er nun hier lebte, blieben die Verhältnisse auch weiterhin günstig. Sehr bald schon war er so weit, daß er sich von den Wohlwollen der fremden Schiffe unabhängig machen und einen eigenen Segelschoner kaufen konnte. Zu gleicher Zeit siedelte er auch nach Lota über, das er vom König Ramul käuflich erwarb.

„War nicht teuer“, rechnete Vogt vor sich hin. „Feial, der Sohn Ramuls, würde es mir heutzutage nicht mehr um diesen Preis abgeben.“

„Vater“, rief Lia vom Steuer vor, „Feial hat auch mir früher einmal des langen und breiten auseinandergelegt, daß du Lota viel zu schlecht bezahlt hättest.“

„Hat er, der grüne Naseweis? Wird ihm aber nichts mehr helfen. Glaubt wohl, weil er ein leidlich hübscher Junge ist und seine breite Kanakennase hat, in alles dareinreden zu dürfen.“

Er erhob sich und löste seine Tochter am Steuer ab und versank in ein nachdenkliches Schweigen.

Lia setzte sich Deern gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich und es war Deern, als ob heute, an diesem schönen Morgen, ein besonders heller Schimmer aus ihren Augen hervortrat. Feste Lebenszufriedenheit und eine hohe, stille Freude schien darin aufzuleuchten.

Von Lia weg schweifte sein Blick zur Küste Torobols hinüber. Ein einziges Dorf hatte er auf der Nordspitze der Insel erblickt, Neirei, dessen Häuptling in guten Beziehungen zu Vogt stand. Nun aber schien es ganz jungfräuliches Land zu sein, hoher, dichter Wald, an dessen Grün das Auge sich nicht satt sehen wollte. Dazwischen erhoben sich ab und zu einige kahle Felsberge, deren Gipfel und Zinnen nadelspitz zur Höhe strebten.

Aber immer wieder zog Lia seinen Blick auf sich. Wie schön war sie, wenn sie, wie jetzt, sinnend hinaus in die weite Meerferne schaute und das alte, liebe Bild, das sie von Kindheit an kannte, dankbar in den dunklen Spiegel ihrer großen, schwarzen Augen trank. Frei war ihre Stirne, wie es ihr Leben war, reizvoll die feinen Linien von Nase und Mund, ein schlanker Blumenstengel der Hals und ihre Brüste, die sich aus dem weißen Linien in die freie Sonnenluft hinauszustrecken schienen, waren wunderbare Knospen erwachenden Lebens. Jung und blühend war sie, wie der grüne Südländswald da drüben, morgenfrisch wie die bergbachklare, heranrollende Woge des Meeres.

Auch er wandte sich um und ließ sein Auge auf der blühenden, azurblauen Fläche ruhen. Aber seine Gedanken irrten noch weiter nach Westen. Gottes Bild wollte vor ihm aufsteigen. Er sah hellblondes Gesicht, zwei freundliche blaue Augen und glaubte, ihr liebes, gutes Lachen zu hören. Aber wenn dann Lias Bild wieder mit seinem zusammentraf, verblaßte das Bild.

Er wußte, er ahnte, warum. In der grenzenlosen Einsamkeit dieser Inselwelt, in den blauen, schweigenden Fernen dieser Meere und der Stille der verlassen, rauschenden Wälder fühlte er sich so allein, daß er einen guten Gefährten und lieben Kameraden brauchte, der ihm immer nahe war. Und wenn er in Gestalt eines jungen, schönen Mädchens kam, mußte er da nicht doppelt willkommen sein?

Die milde, weiche Lust, die ihn einspann, der wie eine einzige, ewige Jugend leuchtende, klare Morgen, diese mit heißem Farbenrausch verdammernden Abende, die wie ein Sinnbild eines voll nutzloser Sehnsucht in die Tiefe tauchenden Lebens waren, die goldenen Mondnächte, die ihn vor lauter Tageshelle nicht schlafen ließen, die unendliche Schönheit, die rings sich breitete, all das machte den Menschen nur traurig, wenn er es allein sehen sollte. Er mußte, wollte er frohe Augen haben, seine Hand nach einer anderen strecken, ein fremdes Leben, das an seinem vorbeiglitte, festhalten und zu sich heranziehen dürfen. Nur nicht allein, nicht allein sein!

(Fortsetzung folgt.)

Besuch bei den Fischen der Tiefsee.

Von M. V. Ensliff.

In den Tiefen des Ozeans, ganz in der Nähe der Bahama-Inseln, liegt eine phantastische Welt. Wenig Menschen kennen sie. Wunderbares gibt es dort zu sehen. Serrliche schillernde und leuchtende Fische, paddelnde Quallen, erinnernd an die Kunstgebilde der Mechelnier Spitzen, kleine Haie, Seerosen, Seemäuse und anderes Getier.

Seitdem Mr. Williamson sein Studio in diese Welt versenkte, birgt sie keine Geheimnisse mehr. Die Bewohner dieses Studios, Herr und Frau Williamson und Baby Solvia, leben ein Leben, wie man es sich romantischer und abenteuerlicher kaum vorstellen kann. Die Wasser, die die Bahamas bespülen, können manche Geschichte von Piraterie und versteckten Schätzen, von wilden Kapitänen und deren mutigen Frauen erzählen. Aber noch nie hat ein Mensch in ihrem Schoße gelebt. Da kam eines Tages das Trio Williamson, kam in einem großen Kasten, der an der Oberfläche von Pontons gehalten wurde und dessen eine Wand ein riesiges Glasauge war. Und diese Williamsons leben nun wochenlang in dieser phantastischen Welt. Baby Solvia hat Seepapageien und Meerengel zu Spielgefährten. Noch nie hat ein Kind gleich ihr tief, tief am Meeresgrund einen solchen ewig wechselnden, ewig Neues bietenden Spielplatz gehabt. Klar bis zum Grund ist das Wasser, hell leuchtet und phosphorisiert die Sonnenstrahlen bis auf den Grund, oben vorüberziehende Wolken werfen ihre Schatten und machen, daß das so schon belebte Bild stets über neue Reize verfügt. Williamson selbst photographiert und filmt im Auftrag wissenschaftlicher Institutionen unermüdet die Zellen, aber auch die Dramen, die sich in der seltsamen Märchenwelt da unten abspielen. Oder aber er holt als Taucher für die Sammlungen des Naturhistorischen Museums in Chicago besonders wertvolle Korallenarten herauf, eine Arbeit, die sich leichter anhört als sie getan ist. Williamson hat zum Beispiel schon mit Hilfe anderer, für diesen Zweck besonders geschulter Taucher Korallenstämme von 3 bis 4 Tonnen Gewicht, von 10 Meter Breite und etwa Dreimannslängen hoch in wochenlanger Arbeit an die Oberfläche des Meeres und von da an Land geschafft.

Das Studio ist eine besondere Erfindung Williamsons. Es sieht wie eine riesige Ziehharmonika in wasserdichter Hülle aus und hat einen langen, beweglichen Stiel, der bis an die Oberfläche reicht. Sechs Personen finden bequem darin Platz. Das Glasauge hat 3 Meter Durchmesser. Eine ganze Bootsflottille kreuzt dauernd über der Stelle, wo das Studio versenkt wird und kann von diesem Befehle empfangen. Der Raum des Studio ist nach oben oder unten beweglich, kann fest an einem Punkt lagern oder nach Belieben vor- und rückwärts wandern.

Friedlich ist das Leben der Bewohner der Tiefsee keineswegs. Die Schwarzsgrundel, ein äußerst seltener Raubfisch, schnell durch die Korallenwälder, sucht und überrumpelt ihr ahnungsloses Opfer. Die „Morays“ gleiten gleich grünen Schlangen durchs Wasser, ewig auf der Suche nach wehrlosen Opfern, die sie durch ihre giftigen Bisse töten. Die Matreese, mit „its pretty striped back“, wie es in dem alten Sailer Song heißt, hat ihre besondere Fangmethode. Meist kommt sie in Schwärmen. Die umtreiben Schulen kleiner Fische, und sind diese gehörig in die Enge getrieben, schießen die Matreesen in sie hinein und halten reiche Mahlzeit. Zu den Kuriosa, die man dort unten findet, gehört der Lumpfisch, auch Seehase oder Bauchsaurer genannt, der sich am Bauch des Haies festsaugt und sättigt. Man kann oft Haie beobachten, die einen oder mehrere dieser Parasiten beherbergen. Riesenrochen, Spießhechte (Baraouda) und Haie sind die Riesen und größten Räuber dieser vielfarbigen, gestaltenreichen Welt.

Ist auch das Studio widerstandsfähig genug, etwaige Angriffe von Riesenfischen auszuhalten und Zusammenstöße mit Rissen zu vermeiden, so ist doch ein heftiger Sturm, ein Hurrikan oder Tornado, alles andere als angenehm, wenn man ihn zu spät bemerkt oder er zu plötzlich auftritt, und man das Studio nicht mehr rechtzeitig an Land ziehen kann.

So überraschte ein Hurrikan einmal die Williamsons und ließ sie nur mit knapper Not dem Tod entgehen. Nach Art dieser heftigen tropischen Stürme trat der Hurrikan auch diesmal so plötzlich auf, daß die Begleitboote kaum noch das Land erreichen und sich in einige Sicherheit bringen konnten. Das an den Pontons befestigte Studio mußte hilflos den Wogen und dem mit dem Hurrikan verbundenen Seebeben überlassen werden. Williamson hatte seinen Experimentier-raum noch so drehen lassen, daß das Auge nach oben blickte. Tiefste Finsternis herrschte. Verschwunden waren die Bewohner der See, die sich sonst lustig in den Korallenwäldern tummelten; schwer rollte das Studio von einer Seite auf die andere. Sandberge türmten sich, wo sich vorher Spiel-

plätze der Fische befunden hatten. Die „Ziehharmonika“ ächzte und stöhnte in allen Zugen. Aber sie hielt stand. Sie hatte ihre geradezu glänzende Anpassungsfähigkeit an alle da unten möglichen Vorkommnisse bewiesen. Als der Sturm vorüber war und die Begleitmannschaft schlimmster Ahnungen voll die zertrümmerten Pontons weit ab von dem auf dem Wasser treibenden Stiel des Studio sahen, war die „Ziehharmonika“ schon wieder in ihre ruhige Lage zurückgekehrt und, an die Oberfläche gezogen, konstatierten die Taucher erstaunt, daß die Williamsons keineswegs mit gebrochenen Gliedern und bleichen Gesichtern dem Studio entstiegen.

Es waren zwar häßlich dunkle und sehr „bewegte“ Viertelstunden gewesen, die sie da unten verlebt hatten, aber gesehen war weder ihnen noch ihrer Behausung das geringste.

Der Mann, der nicht nach Hause gehen wollte.

Von Sven Zetterström.

Herr Hilding wollte nicht nach Hause zu seinem Frauen gehen, sondern sah lieber in seinem Stammrestaurant. Da klingelte Frau Hilding bei dem Inhaber des Lokals an und sagte: „Wenn Herr Hilding kommt, dann sagen Sie ihm, bitte, daß seine Frau angeklingselt hat, daß er sofort nach Hause kommen möchte. Es ist sehr dringend!“

„Gern“, sagte der Inhaber, und dann ging er zum Geschäftsführer und sagte: „Wenn Herr Hilding kommen sollte, dann sagen Sie ihm, bitte, daß seine Frau angeklingselt hat, daß er sofort nach Hause kommen möchte.“

„Jawohl“, sagte der Geschäftsführer, und dann ging er zum Oberkellner und sagte: „Wenn Sie Herrn Hilding sehen sollten, dann sagen Sie ihm, bitte, daß seine Frau angeklingselt hat, er möchte nach Hause kommen.“

„Werde ich ausrichten“, sagte der Oberkellner und ging zu dem Kellner, der an Herrn Hildings Stammtisch servierte, und sagte: „Wenn Hilding kommt, dann sagen Sie ihm, daß seine Frau angeklingselt hat.“

„Gut“, sagte der Kellner und ging zum Garderobenkellner und sagte: „Wenn Hilding auftaucht, dann hat seine Frau angeklingselt.“

„Im“, machte der Garderobenkellner und ging zum Portier und sagte: „Sage Hilding, wenn er kommen sollte, daß jemand für ihn angeklingselt hat.“

Eine Viertelstunde später kam Herr Hilding in sein Stammlokal.

Der Portier verbeugte sich und sagte: „Herr Hilding, ich glaube, es hat jemand für Sie angeklingselt.“

„Wer denn?“ fragte Hilding.

„Ich weiß nicht“, antwortete der Portier.

Da ging Herr Hilding an seinen Tisch und bestellte ein solides Diner.

Und zu Hause sah Frau Hilding und wartete. Die Zeit verging, und ihr Mann kam nicht nach Hause. Da klingelte sie in dem Lokal an, ließ sich mit dem Portier verbinden und sagte: „Ist denn Herr Hilding noch nicht da?“

„Doch“, sagte der Portier, „er ist hier.“

„Warum haben Sie ihm denn nicht bestellt, daß er nach Hause kommen möchte!“

„Versuchen Sie, ich werde es gleich ausrichten“, sagte der Portier.

„Ja, etwas können Sie schließlich doch auch tun“, sagte Frau Hilding ärgerlich.

Da legte der Portier den Hörer fort, und dann ging es los. Der Portier gegen den Garderobenkellner, der Garderobenkellner gegen den Stammtischkellner, der Stammtischkellner gegen den Oberkellner, der Oberkellner gegen den Geschäftsführer, der Geschäftsführer gegen den Inhaber und der Inhaber gegen Herrn Hilding.

Und dann trotzte Herr Hilding, der wußte, was ihm bevorstand, wie ein nasser Pudel ab.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenström und Elisabeth Treitel.)

Scherz und Spott

Arbeitssteilung. „Du hast ja neulich Abend gar nicht über Econs Witze gelacht“, sagt die Freundin, Frau Edith. — „Warum sollte ich auch? Er ist doch nicht mein Mann.“

Keine Anspielung. „Keine Bierflaschen zu verkaufen, meine Dame?“ fragte der Lumpensammler. — „Sehe ich so aus, als wenn ich Bier tränke?“ erwiderte sie wütend. — „Nun, dann vielleicht Essigflaschen?“

Neue Bücher

* „So zwingen wir das Leben!“ Ein Gespräch zwischen R. W. Trine und Henry Ford; aufgezeichnet von R. W. Trine. (Verlag J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Das in der Sammlung „Engelhorn's Lebensbücher“ herausgegebene Werk übt starken Eindruck durch die geistig-führenden Persönlichkeiten, deren Gedanken in fesselndem, alle Gebiete des Lebens umspannendem Redewechsel entwickelt werden. Ein Buch von philosophischer Tiefe, aber seine Philosophie ist praktisch gerichtet auf Schaffen, Tat und Erfolg. Von Geheimnissen eigener, erfolgreicher Lebensgestaltung haben beide zu künden, Ford, der Automobilkönig, ebenso wie Trine, der Verfasser vieler Schriften von schöpferischem Idealismus, der mit seinem Hauptwerk „In Harmonie mit dem Unendlichen“ zahlreichen Suchenden Weg und Hilfe wies. Auch hier ist der Sinn der Lebensbedeutung nicht ein flacher, bequemer Opportunismus; vielmehr wird gerade den Wurzeln menschlicher Gemeinschaft nachgespürt und dargetan, daß eigener Erfolg nicht vom Dienst am Nächsten losgelöst sein kann. Eigenschaften, das Leben zu zwingen, sind Mut und Liebe. Merkwürdig an Tendenzen des alten deutschen Idealismus erinnert manches Wort aus dem Mund des großen amerikanischen Geschäftsmannes; und wer hätte geglaubt, der Praktiker Ford sei überzeugter Anhänger der Seelenwanderungslehre? Eine das Dasein tief durchdringende Gläubigkeit gab den Siegern des Lebens ihre Kraft, von diesem Glauben und dieser Kraft atmet etwas aus dem Buche, das zu erfolgreicher Bewältigung des Daseinskampfes wertvolle Anweisung gibt.

* Marie Muthreich: „Herz im Glia“, Gedichte. (Heege-Verlag, Schweidnitz und Breslau.) Die Verse der schlesischen Dichterin haben bei aller Schlichtheit einen durch eigenen Klang und fesseln mit dem Ausdruck echten und tiefen Gefühls. Man verspürt ein neues Formsuchen, das sich doch niemals gewalttätig äußert, sondern organisch aus der Schau und poetischen Deutung des Lebens, aus dem innerlich klingenden Rhythmus herauswächst. Persönlich sind die Bilder, mit denen sich das Empfinden der Landschaft äußert und auch die geistige, stimmungsmäßige Grundlage der Verse hat persönliche Note. In der Naturlyrik zeigt sich innige Verbundenheit mit der atmenden Welt, in baladest annutenden Gestaltung finden sich dazwischen mancherlei Motive von alten Sagen, Märchen und Legenden. Das Buch kann wohl die Lektüre einer ruhvollen Feierstunde sein, eindrucksvoll nicht zuletzt durch die in ihm verkündete Gläubigkeit und Menschenliebe.

* „Es schneiet Rosen“, Weihnachtsgeschichten von Mia Munier-Wroblewska. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Weihnachtlicher Charakter eignet durchweg diesen fiktionalen Erzählungen und apart erfundenen Geschichten, insbesondere weilt die Verfasserin sie mit starken Stimmungsmitteln wirken zu lassen. Ihre Schilderung ist gemüht, doch eine gewisse, fast männliche Herbe bewahrt vor jeder Sentimentalität. Alte Volksbräuche werden in die Handlung einbezogen und verstärken noch den Eindruck bodenständiger Erzählung. Auch für die Wiedererweckung vergangener Zeiten zeigt die Verfasserin ein recht spürbares Empfinden; solcherart ist die Titelnovelle, wohl die stärkste des Buches. Aus blutigen Wintertagen des 30jährigen Krieges blüht, zwischen Ruinen und verödeten, verlassen Häusern das Weihnachtswunder auf; hier fühlt man sich durch die Kraft dichterischer Vision zuweilen fast an Nicarda Buch erinnert.

* Wilhelm Bölsche: „Der Zauber des Königs Arpus“. Ein Römer- und Germanenmärchen vom Ursprung des Biers. (Verlag E. Haberland, Leipzig.) Daß Wilhelm Bölsche humorvoll Dinge anzuschauen weiß, wußten wir immer aus seinen Naturdarstellungen, aus der Güte, mit der er sich in keines Beobachten versenken mußte. Und so hatte er das Zeug in sich, einen humoristischen Roman zu schreiben, der köstlich ist. Vielleicht — nein, sicherlich erlebte er eines Tages die Tragödie des Deutschen im Süden. Er sehnte sich nach Bier, erhielt ein schlechtes und träumte sich einen guten Trank. Und so erwuchs das humoristische Gleichnis: Wie wirkt es auf den südländischen Zecher, wenn er zum erstenmal einen guten Tropfen gehaltvollen Bieres schlürft? — Und dem Südländfahrer, dem Rom lebendig wurde, erwachsen Gestalten, Römer der Kaiserzeit, die ausführen nach Deutschland, an den Grenzwall von Mainz, um ins Chattengebiet zu fahren, ein gutes Bier zu holen. Ein Buch ist entstanden aus guter Laune, das jedem Menschen, erwachsenen und jungen, neben der ausgesprochenen Fabel

vermittelt, wie Römerium und Germanentum damals zueinander standen.

* Otto Neurath: „Emils Fahrt zum Weihnachtsmann“. Ein Märchenpiel. (Karl Schünemann, Bremen.) O. Neuraths phantasiereiches Weihnachtsmärchen, das bereits im Dezember 1928 im Stadttheater zu Bremen seine erfolgreiche Uraufführung erlebte, liegt jetzt auch gedruckt vor. Die Lektüre läßt den günstigen Eindruck der bühnenmäßigen Wiedergabe durchaus verständlich erscheinen; denn dem Verfasser gelang es, altvertraute Märchengestalten neu zu beleben, sie zugleich dem kindlichen Empfinden sehr nahe zu bringen. In der üppig quellenden Erfindung ist nichts gekünstelt oder erzwungen, ein Reich fröhlicher zugleich und feierlicher Romantik tut sich auf. Bei dem Mangel gerade an guten Weihnachtsstücken, die auch künstlerischen Ansprüchen genügen, wird man das hübsche Werkchen jeweils in der Adventszeit noch an manchen Bühnen wiedersehen.

* „Deutscher Handwerks-Kalender 1930.“ Herausgegeben vom Reichsverband des deutschen Handwerks, Hannover, Prinzenstraße 20, mit Unterstützung des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages, des Deutschen Handwerksinstituts und der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur. (Konordia-Verlag, Leipzig.) Wie in den früheren Jahren zeigt sich der Kalender auch dieses Mal wieder, geschmückt mit einem farbigen Titelblatt, in der bekannten einwandfreien Ausstattung. Ein ausgewähltes Bildmaterial, zu dessen Erläuterung ein kurzer Begleittext beiträgt, gibt dem Beschauer einen interessanten und belehrenden Einblick in das Handwerk als Berufsstand.

* „Sternbüchlein 1930.“ Von R. Henjeling. Mit einer Planetentafel und 37 Bildern. Das bei allen Sternfreunden beliebte und immer mit Spannung erwartete „Sternbüchlein“ bringt auch dieses Jahr genaue und übersichtliche Angaben über Stand und Bewegung der Gestirne. Kalender, Tabellen, Abbildungen und ein klarer leicht fasslicher Text unterrichten über die Helligkeiten der Sterne, den Fixsternhimmel, die Mondphasen, die Planeten, die Sternbedeckungen, die Sternschnuppen, die Sonnenfinsternisse, die Kometen, die Auf- und Untergänge der Sonne, des Mondes, der Planeten und über anderes mehr. Auch die beliebte Planetentafel ist nicht vergessen worden.

— „Die Neue Instrumentation.“ Von Dr. Egon Wellesz. (2. Band, mit 27 Tafeln in besonderem Umschlag.) (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg.) Der Verfasser hat in Band I die Behandlung der Orchesterinstrumente in der sog. Neuen Musik einer eingehenden Analyse unterworfen; in dem vorliegenden 2. Teil gibt er das eigentliche Lehrbuch der neuen Instrumentation — soweit diese Kunst überhaupt lehrbar ist: er zeigt an hundert Werken die Vielfältigkeit der modernen orchesterlichen Möglichkeiten — teils für „Großes Orchester“, teils für „Kammer-Orchester“ —, behandelt die lehrreichen Retouchierungsversuche Mahlers und anderer an klassischen und romantischen Partituren; und belehrt in feinsinniger Art an Beispielen von Strauss, Mahler, Pfitzner bis zu Hindemith. Das Buch ist nicht nur pädagogisch wertvoll, sondern auch als eine reiche Quelle der Erkenntnis für den Musikstil unserer Zeit und die Tendenzen der Neuen Musik.

* „Geheimnisse der Botanik.“ Sieben ausgewählte Kapitel aus der modernen Pflanzenkunde von Prof. Dr. James Small. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Besser als ein umständlicher und trodener Wälzer vermag uns diese schlichte, lebendige Darstellung in die Geheimnisse der Botanik einzuführen. Wir lernen gewissermaßen die Sprache der Pflanzen und Bäume kennen, werden vertraut mit ihrem Leben und Wirken auf dem Lande, auf den Bergen, im Meere, ja selbst auf dem unwirtlichen Felsen. Dieses Wissen um die wichtigsten Dinge des Pflanzenlebens darf in unserem Weltbild nicht fehlen. Ist doch die Pflanze die Wegbereiterin des Lebens. In den ungünstigsten Verhältnissen bricht sich das Leben Bahn, und die einfachsten Pflanzen sind es, die oft im heroischen Kampf und mit unablässiger Energie den Boden bereiten, der dann später höhere Pflanzenarten tragen soll.

* „Der Stürz.“ Von C. J. Luther, B. Weidinger und L. Schönedor. (Bergverlag Rudolf Rother, München.) Schönedor hat's gezeichnet und C. J. Luther und B. Weidinger haben die lustigen Verse verfaßt. Eine Buschblüte auf die Zufälle und komischen Situationen eines Stürzes mit Sturz und Verlobung durcheinander, wirklich zum Lachen. Wer hat auf einer Abungswiese nicht schon gelacht — über den anderen? All das Lustige ist in diesem Buch festgenagelt, mit Wit und Humor und glänzenden Zeichnungen gespielt.